

Heinrich Oberreuter zum 21. 09. 2007
in herzlicher Verbundenheit!

Hans Maier

Apotheose und Denkmalsturz. Diktatoren im 20. Jahrhundert

I. Apotheose

Dass Herrscher schon zu Lebzeiten wie Götter verehrt, dass sie nach ihrem Tod in einem eigens dafür geschaffenen Zeremoniell vergöttlicht werden – diese Erscheinung ist uns vor allem aus dem antiken Griechenland und Rom vertraut. Das Wort dafür – apotheosis, Apotheose – stammt aus hellenistischer Zeit. Im Jahr 331 ließ sich Alexander der Große beim Besuch des Ammon-Orakels in Ägypten zum Sohn des Zeus erklären. Nach dem Sieg über die Perser wurde er 324 in Babylon von den Griechen nach Abstimmung zum Gott erhoben. In Rom nahm der Herrscherkult seinen Ausgang von der Erhebung des toten Julius Caesar zum Divus. Augustus identifizierte einzelne Aspekte seiner Person mit göttlichen Mächten; während er im Westen als princeps auctoritate regierte, wurde er in der östlichen Reichshälfte als Gott verehrt. Seit Nerva war die Apotheose des toten Kaisers fast ausnahmslos die Regel, auch die Kaiserinnen wurden einbezogen.

Das Christentum beendete die Vergöttlichung der Kaiser und dämpfte den exzessiven Herrscherkult. Die mittelalterlichen Fürstenspiegel wandten sich an Menschen, nicht an Götter – sie mahnten die Herrscher an ihre Verantwortung vor Gott und an die Pflichten gegenüber ihren Schutzbefohlenen. Die Verehrung des Monarchen wurde in kirchliche, dynastische, familiäre Vorstellungen und Verhaltensmuster eingebunden. Auch im Mittelalter und in der Neuzeit gab es natürlich Demuts- und Unterwerfungsgesten der Untertanen und den ehrerbietigen Aufblick zum Machthaber – man denke nur an Weltherrscher wie Karl V., an die britischen Könige, die mit ihrem Kolonialreich zu kaiserähnlicher Stellung aufstiegen, oder an moderne Usurpatoren wie Napoleon I. (der letzte berief sich ausdrücklich auf antike Titel und Referenzen – Tribunat, Konsulat, Imperium!). Aber nirgends erreichte der Herrscherkult in modernen Zeiten ähnlich schwindelnde Höhen wie in der Antike. Die konventionellen Huldigungen an den König und die Königin, das viktorianische „God save the King“, das wilhelminische „Heil dir im Siegerkranz“ – das alles wirkt anders, bürgerlicher, kommuner als die religiös unterströmten Herrscherapotheosen des Altertums.

II. Herrscher- und Führerkult

Niemand hätte wohl im „langen 19. Jahrhundert“, zwischen der Französischen Revolution und dem Ende des Ersten Weltkriegs, damit gerechnet, dass das 20. Jahrhundert einen ebenso universellen wie militanten Herrscher- und Führerkult hervorbringen würde. Überdimensionale Parteiveranstaltungen mit Massenaufmärschen, Riesenbauten, Lichtdomen,

die Allgegenwart der Mächtigen, Bilder des „Großen Bruders“ auf Straßen und Plätzen, in Ämtern und Privatwohnungen – das war im bürgerlichen Zeitalter noch kaum vorstellbar. Dass man Herrscher als übermenschliche Größen betrachtet, dass man sie als „hohen Mittag“, als „Reife der Völker“ bezeichnet hätte, das war vor dem Ersten Weltkrieg so gut wie undenkbar – und ebenso, dass man von einem politischen Führer allen Ernstes gesagt hätte: „Er organisierte die Berge / Und ordnete die Küsten“ (Stalin), oder von einem anderen: das, was er tue, unterstehe nicht der Justiz, sondern sei selbst „höchste Justiz“ (Hitler) oder wieder von einem anderen (Mao), seine Ideen seien „die Sonne, die ewig scheint“.

Der Erste Weltkrieg hatte die liberale Kultur Europas aus ihren Verankerungen gerissen. Im Chaos von Krieg und Nachkriegszeit wurden viele Menschen anfällig für neue Heilslehren. Der „Frühling der Heilbringer“ war ein gesamteuropäisches Phänomen – nach 1917/18, nach 1922 und erst recht nach 1933. Die Zeit war bewegt von Erlösungsstimmungen; politische Führer wurden zu messianischen Figuren, sie zogen Bewunderung und Verehrung auf sich. Bilder der Führer standen im Mittelpunkt politischer Liturgien, sie wurden bei Märschen mitgeführt, bei Gedenkfeiern feierlich erhöht und allen sichtbar gemacht. Aber sie drangen auch in häuslichen Formaten in den Alltag ein. Im Russland der Revolution warben kommunistische Funktionäre dafür, häusliche Ikonenecken in „Friedensecken“ mit dem Bild Lenins umzuwandeln. Ähnliches geschah im Dritten Reich: Bei Gottesdiensten „Deutscher Christen“ kam es vor, dass Hitlerbilder auf den Altar gestellt wurden. Der Hitlergruß mit ausgestrecktem Arm, die Formel „Heil Hitler!“, Tischgebete, in denen dem Führer für das „tägliche Brot“ gedankt wurde - das alles sind

Beispiele für einen Personenkult im Umfeld dessen, was Eric Voegelin und Raymond Aron als die modernen „politische Religionen“ bezeichnet haben. Dieser Kult war mit Hitlers und Stalins Tod keineswegs zu Ende. Man kann die Reihe der „Heilbringer“ über die Zeit nach 1945 hinaus erweitern bis in die Gegenwart hinein: Mao Tse-tung, Ho Tschu Minh, Kim-il Sung, Ceausescu, Castro und viele andere.

Dieser im 20. Jahrhundert abrupt aufsteigende Führerkult beginnt schon mit Lenin – so sehr sich dieser zu Lebzeiten noch gegen Tendenzen der Heroisierung und Monumentalisierung gewehrt hat. Doch die Verbreitung heilandsähnlicher Leninbilder und –statuetten, wahrer Ikonen der Revolution, nahm auch ohne seinen Willen ihren Lauf. Die Verehrung des toten Lenin sprengte dann erst recht alle bis dahin üblichen Dimensionen des Gedenkens. Lenin ist der erste moderne Herrscher – wenn man von der verspäteten „Heimholung“ Napoleons I. nach Paris absieht –, der nicht nur einbalsamiert und in einem Mausoleum beigesetzt wurde, sondern dem auch eine dauerhafte, bis heute anhaltende kultische Verehrung durch Pilger aus seinem Land und aus aller Welt zuteil geworden ist. Sie hält bis heute an – trotz der immer wieder diskutierten, jedoch nie realisierten Pläne, den Begründer des Sowjetstaates neben seiner Mutter in St. Petersburg beizusetzen, wie er sich das selbst gewünscht hatte. Die Entstalinisierung nach 1956 und das Ende der Sowjetunion 1991 gaben der Leninverehrung neuen Auftrieb. Die Atmosphäre im Lenin-Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau ist denn auch bis zur Gegenwart politisch-religiös geprägt: Der einbalsamierte Revolutionär wird den andächtig vorbeiziehenden Besuchern wie eine Heiligen-Reliquie vor Augen gestellt; diese machen keine Worte (und dürfen nicht fotografieren!). Zurecht hat Sebastian Haffner in seinen

„Historische(n) Variationen“ (Stuttgart-München 2001, 258) bemerkt:
„Lenin ist in der kommunistischen Welt gefeiert und geehrt worden wie kaum je ein Mensch zuvor. Man wird an die Vergöttlichung Cäsars und Augustus' im kaiserlichen Rom erinnert.“

Genau genommen, ist die Apotheose Lenins ein historisches Paradox. Die kommunistische Religionspolitik hatte sich früh gegen die Orthodoxie gewandt – und es kam zu Zusammenstößen mit der Kirche, als man in Gotteshäusern und Friedhöfen Schreine und Gräber öffnete und Reliquien vernichtete. Die Zerstörung und Zerstreung der toten Gebeine sollte nach dem Willen der Revolutionäre die Unhaltbarkeit der Religion erweisen. Im Falle Lenins jedoch – Ironie der Geschichte! - griffen die politischen Führer selbst auf die alten Formen des Reliquienkultes zurück, indem sie den toten Heros der Revolution am Roten Platz zu öffentlicher Verehrung präsentierten – der „Apostel des Weltkommunismus“ (so Sinowjew schon 1918) sollte für alle Zeiten fortleben, ungealtert, unverwest.

Der Stalinkult ging dann bekanntlich über die postmortale Lenin-Verehrung weit hinaus. Es war der Kult eines Lebenden, und er übersteigerte alle bis dahin bekannten Muster der Herrscher-Idolatrie. Stalinbilder, Stalinbüsten, und -denkmäler, Filme, Theaterstücke, Hymnen – das alles verbreitete sich seit den dreißiger Jahren in inflationärem Umfang. Nach dem Zweiten Weltkrieg leuchtete das Konterfei des schnauzbärtigen Diktators von den Plakatsäulen der kommunistischen Welt; die grimmig-gefährliche Bonhomie seines Gesichts inspirierte George Orwell zu der Figur des „Großen Bruders“, der in medialer Allgegenwart über die Seinen wacht und sie keine Sekunde lang aus den Augen lässt. Hier verbinden sich alte Bilder des

Herrschers als des „Völkerhirten“ (das Wort vom „guten Hirten“ kommt in mehreren Stalin-Hymnen und –gedichten vor!) mit modernen Ideen einer lückenlosen technischen „Supervision“. Stalin war wirklich überall, er war allgegenwärtig; niemand konnte seinem Blick entrinnen.

III. Denkmalsturz

Umso tiefer war dann – nach Stalins Tod 1953 und einer dreijährigen „Schamfrist“ – der Fall. 1956 rechnete Nikita Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPDSU in einer Geheimrede mit Stalin ab. Er hielt sie erst nach dem Ende der normalen Tagesordnung unter größten Sicherheitsvorkehrungen vor dem inzwischen neugewählten ZK (die Delegierten wurden eigens zurückgerufen). Es war der erste systematische, von langer Hand geplante Denkmalsturz eines Diktators im 20. Jahrhundert, ausgelöst durch einen seiner Nachfolger, der die alte Garde der Stalinanhänger im ZK ausgeschaltet und sich der Unterstützung neuer Führungsgruppen versichert hatte. Stalins postumer Sturz war etwas anderes als das Ende Mussolinis und Hitlers: beide waren im Chaos des Weltkriegsendes untergegangen, von Partisanen erschlagen der eine, von eigener Hand getötet der andere; sie hatten kein ruhmvolles Nachleben wie Stalin, und was an sie erinnerte, wurde schon im Augenblick ihres Todes weggeräumt oder verfiel der Verdammung.

Es hat schon seinerzeit – vor nunmehr fünfzig Jahren – Aufsehen erregt, dass Chruschtschow in seinem mehrstündigen Bericht nicht nur die Verbrechen Stalins behandelte, seine Terror- und Rachejustiz, die

Liquidierungen ohne vorausgehenden Prozess, die Massendeportationen und Genozidien, die verfehlte Agrarpolitik, sein politisches Versagen bei Kriegsbeginn, seinen Defaitismus und seine Inkompetenz, sondern dass er den Hauptakzent auf etwas Spezifisches legte: Stalins Personenkult, seine Selbstverherrlichung, die öffentliche Glorifizierung seiner Person und seiner Taten. Als Hauptbeweis diente ihm die 1948 erschienene „Kurze Biographie“, in deren Manuskript Stalin selbst „Verbesserungen“ mit eigener Hand eingefügt hatte, die ihn als bedeutendsten Führer, größten Feldherrn, als eine Lenin ebenbürtige Gestalt erscheinen ließen. Chruschtschow zitierte ausführlich aus den handschriftlichen Ergänzungen und Einfügungen Stalins. Sein Fazit: „Genossen! Wir müssen den Personenkult entschlossen abschaffen, ein für allemal... Wir müssen in unserer gesamten ideologischen Arbeit zu den wichtigsten Thesen der marxistisch-leninistischen Wissenschaft vom Volk als der bewegenden Kraft der Geschichte...zurückkehren...Drittens müssen wir den leninistischen Grundsätzen der sowjetisch-sozialistischen Demokratie, wie sie in der Verfassung der Sowjetunion niedergelegt sind, wieder volle Geltung verschaffen und die Willkür einzelner Personen bekämpfen, die ihre Macht missbrauchen. Die üblen Folgen aller Verstöße gegen die revolutionäre sozialistische Gesetzlichkeit, die sich im Lauf der Jahre infolge des schädlichen Einflusses des Persönlichkeitskults häuften, müssen restlos beseitigt werden“ (Text der Rede in: Ost-Probleme, 8.Jg., Nummer 25/26 vom 22. Juni 1956, 867-897; die Zitate 890 f. und 897).

Denkmalsturz ist ein riskantes Unternehmen – vor allem für den, der als erster Hand anlegt. In der „Daily Mail“ vom 22. 5.1956 berichtete P. Sergeant vom XX. Parteitag der KPDSU aus Moskau folgendes: „Nach

seiner Rede wurde Chruschtschow ein Zettel hinaufgereicht, auf dem geschrieben stand: ‚Was tatest Du, als Stalin diese Verbrechen beging? – Chruschtschow las die Frage vor und sagte: ‚Ich bitte den Fragesteller aufzustehen.‘ Niemand rührte sich. ‚Das‘ sagte Chruschtschow, ‚ist genau das, was ich getan habe, während Stalin an der Macht war‘.‘

Die Entstalinisierung war ein langwieriger, windungsreicher Prozess. Es dauerte Jahre, bis alle Städte, Straßen, Kolchosen den Namen Stalins verloren, und noch länger, bis alle Stalindenkmäler gestürzt wurden; definitiv war dies an vielen Orten erst nach 1989 der Fall (und noch heute bestehen viele in Fels gehauene Monumente fort, vor allem im Kaukasus; vereinzelt sind auch neue Stalindenkmäler errichtet worden, ein Stalinmuseum wurde jüngst in Wolgograd, dem früheren Stalingrad, eröffnet).

Ein entscheidender Schritt im langsamen Fortgang des Denkmalsturzes war die Vertreibung Stalins aus dem Lenin-Mausoleum am Roten Platz. Am 30. Oktober 1961 beschloss der XXII. Parteitag der KPDSU, Stalins Sarkophag aus dem Mausoleum zu verbannen – man bezog sich ausdrücklich auf seinen Machtmissbrauch, seine Verbrechen und die von ihm geprägte ‚Periode des Personenkultes‘. In aller Heimlichkeit wurde ‚J. W. Stalin‘ (so die neue schlichte Tafel) in der Nacht zum 31. Januar 1962 an der Rückmauer des Kreml beigesetzt. Eine Ladung verdünnter Betonlösung wurde auf den Sarg geschüttet, so dass er nun wirklich ‚festgemauert in der Erden‘ liegt – bis heute. - Übrigens wurde auch Chruschtschow, wie bekannt, zwei Jahre später, 1964, gestürzt – und im Unterschied zu Stalin erhielt er keinen Platz

an der Kremlmauer, er starb als Privatmann, wurde zur Unperson und blieb es bis heute.

Von einfacherem Zuschnitt sind die Denkmäler und Heldenbilder des Faschismus. Wie die italienische Architektur der Mussolinizeit den europäischen Klassizismus der Zeit übernimmt, ihn überhöht und auf die Gegenwart des erneuerten „Impero“ bezieht, so klingen auch in den Bildern, Plastiken, Statuen des „Duce“ altrömische, augusteische Züge an. Gewiss, das Pathos des „faschistischen Schwurs“ und die Beschwörung des „Dritten Rom“ und einer „Africa Orientale Italiana“ wollen uns heute krampfhaft übersteigert und oft lächerlich erscheinen. Doch die faschistische Heldenverehrung und die Emblematisierung des Liktorenbündels (der „Fasci“, denen der Faschismus seinen Namen verdankt) haben – im Unterschied zu Kommunismus und Nationalsozialismus – deutliche historische Bezugspunkte, sie sind eher Programm einer voluntaristischen Erneuerung des Staates als Vision einer nie dagewesenen „neuen Zeit“, eines vorbildlosen „neuen Menschen“. Auch nimmt der Faschismus da und dort Modernismen auf, kubistische und surreale Elemente, die im Kommunismus der Nach-Lenin-Zeit (und im Nationalsozialismus von Anfang bis Ende) gänzlich fehlen. Ein kubistisches Porträt wie das Mussolinis von Gerardo Dottori (1933) gibt es weder von Stalin noch von Hitler.

Der Nationalsozialismus zeigte in seiner öffentlichen Selbstdarstellung, vielfältige und widerspruchsvolle Züge. (Er hatte ja auch, im Unterschied zu Kommunismus und Faschismus, nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer.) Raffiniert-Modernes und Archaisch-Atavistisches stehen in Hitlers Führerstaat unvermittelt nebeneinander – wie denn auch das zentrale

Instrument der Meinungslenkung im Dritten Reich, das Goebbels-Ministerium, in seinem Titel Gegensätzliches – Aufklärung und Propaganda – miteinander kombiniert. Die deutlichsten Bild-Signale gingen von Reichsparteitagen, von Festen und Feiern, von Erinnerung und Heldenkult aus; aber auch einzelne Bilder des Diktators blieben im Gedächtnis haften und machten Geschichte: so der Händedruck mit Hindenburg in der Potsdamer Garnisonkirche 1933; Hitlers Rede am Wiener Heldenplatz 1938; Hitlers Blick ins Scherenfernrohr vor dem belagerten Warschau 1939; Hitlers Tanz nach der Niederlage Frankreichs 1940; endlich Hitler und Mussolini nach dem 20. Juli 1944; und zuletzt Hitler mit glasigem Blick und fahlem Lächeln vor blutjungen Flakhelfern 1945, dem „letzten Aufgebot“.

Eignete sich Hitlers Gestalt zur politisch-religiösen Überhöhung? War er ähnlich repräsentativ als Ikone der Bewegung wie Lenin, ähnlich bannend als „Generalissimus“ und „Völkerhirte“ wie Stalin, ähnlich eindrucksvoll als robuster, gefährlich lebender Führer mit Stiernacken und Römerschädel wie der italienische Duce? Ganz offensichtlich nicht. Zeitgenossen haben immer wieder auf das Diffuse, Vieldeutige, Maskenhafte, ständig Wechselnde seiner Physiognomie hingewiesen – ausgeprägter als sein Gesicht waren seine Stimme, seine Körpersprache, seine Hände. So bedurften seine für die Propaganda bestimmten Bilder der Stilisierung. Seit 1933 wurde von Heinrich Hoffmann, dem Leibfotographen Hitlers, eine „totale Durchdringung der politischen Öffentlichkeit mit Hitlers Porträt“ angestrebt und erreicht. Ab 1941 erschien Hitlers Profil auf jeder Standardbriefmarke. Neben diesen offiziellen Darstellungen standen eine Fülle von Bildern und Bildbänden, die Hitler privat als „Mann aus dem Volk“ zeigten, zu Hause und auf Wanderungen, vor der Kulisse der Bergwelt, als Tier- und

Heimatsfreund, mit blonden Frauen, mit Kindern und mit Hunden. Offenkundig widerstand Hitlers Gesicht, wie Claudia Schmölders gezeigt hat, der bei anderen Diktatoren erprobten Monumentalisierung. Das größte je von ihm gefertigte Bild (18 m hoch) bei der Technik-Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“ (1937) zeigt einen besorgten, ja unfrohen Gesichtsausdruck.

So verwundert es nicht, dass sich der Hitlerkult vor allem im nationalsozialistischen „Feierjahr“ manifestierte, in einer Abfolge von Festen und Feiern, die mit dem kirchlichen Festkalender in Konkurrenz traten. Das reichte vom 30. Januar, dem „Tag der Machtergreifung“, über den Geburtstag des Führers am 20. April, dem 1. Mai, dem Muttertag, der Sommersonnenwende, den Reichsparteitagen, dem Erntedankfest – bis hin zum Gedenktag für die „Gefallenen der Bewegung“ am 9. November. An diesem Tag fuhr Hitler um Mitternacht durch das Siegestor in München „über die von Feuerpylonen erhellte Ludwigstraße zur Feldherrnhalle, die mit blutrotem Tuch ausgeschlagen war“, um dort die Toten zu ehren. Der 9. November wurde zum „weihevollsten Tag“, die Feldherrnhalle zum „heiligsten Ort“ des braunen Kult. Wie es Hans Günter Hockerts ausgedrückt hat: „An keinem anderen Feiertag traten die Züge einer ‚politischen Religion‘ so deutlich hervor: Der 9. November wurde zum Angelpunkt einer Auferstehungs- und Erlösungsdramaturgie, deren Stoff die deutsche Geschichte war“ (Hans Günter Hockerts, Führermythos und Führerkult, in: Horst Möller u.a., Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich, 3. Aufl. 2001, 77-86; das Zitat 83).

Ich sagte schon: Mussolini und Hitler gingen im Krieg zugrunde, die allgemeine Katastrophe nahm den persönlichen Denkmalsturz vorweg. Das besagt freilich noch nichts über das unterirdische heimliche Weiterleben der Diktatoren nach dem Krieg. In Italien gab es früh eine neofaschistische Partei. Eine „Entfaschisierung“ – ähnlich der deutschen „Entnazifizierung“ – hat niemals stattgefunden. Auch in Deutschland reichten die Nachwirkungen der NS-Zeit noch bis in das erste Nachkriegsjahrzehnt hinein. Noch im Mai 1955 meinten 48% der Westdeutschen nach einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach, „ohne den Krieg“ wäre Hitler einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen. Dass diese Zahl zwanzig Jahre später auf 38% zurückgegangen war und dass die Gegenmeinung, das Dritte Reich sei „in jedem Fall eine schlechte Sache“ gewesen, stetig wuchs und im Dezember 1992 in der alten Bundesrepublik 64%, in den neuen Bundesländern sogar 69% Zustimmung fand, eine Zweidrittelmehrheit in ganz Deutschland also – das zeigt zweierlei: dass die Abkehr vom Nationalsozialismus im Lauf der langen Nachkriegsgeschichte allmählich definitiv und unumkehrbar wurde, aber auch, dass dieser Vorgang langsam vor sich ging und erhebliche Zeit in Anspruch nahm.

Auf eine vorläufig letzte Vergöttlichung politischer Herrscher im 20. Jahrhundert stoßen wir im China des „Großen Sprungs“, im Maoismus. Wiederum verbinden sich dabei Elemente von Religion und Politik, von „heiliger Lehre“ und systematischer, alle Volksschichten durchdringender Katechese. Die Führer des neuen China verstehen sich als Werkzeuge eines säkularen geschichtlichen Umbruchs, der die bisherige Herrschaft der Sippen- und lokalen Schutzgötter überwinden und eine klassenlose Gesellschaft, einen paradiesischen Endzustand

hervorbringen soll. Seit dem „Langen Marsch“ wird der „Große Steuermann“ Mao in Bildern, Gedichten, gebetsähnlichen Anrufen zum neuen Messias stilisiert, unter dessen Führung die „finsternen Mächte“ vernichtet und „Himmel und Erde in Bewegung“ versetzt werden sollten.

In China wurden nicht nur die Schriften Maos früh verehrt und errangen im Lauf der Zeit kanonische Geltung und millionenfache Verbreitung. Um Mao entstand ein regelrechter Sonnenkult, er wurde im Osten – aber auch in den Kulturrevolutionen des Westens! – in Sprechchören, Prozessionen, Revolutionsopern, im ständigen Rezitieren von Sprüchen und Sentenzen verherrlicht. Er war nach einem ständig wiederholten Wort die „rote rote Sonne in unseren Herzen“. Eine ähnliche kulturelle Monokultur wie im China der Mao-Zeit hat es nicht einmal in der Sowjetunion zu Zeiten Stalins gegeben. Sie steigerte sich ein weiteres Mal in der Kulturrevolution – überschlug sich freilich zugleich und machte in heftigen inneren Konvulsionen neuen Kräften Platz. Diese griffen einerseits auf die nie ganz untergegangene konfuzianische Tradition zurück und setzten andererseits ein Experiment in Gang, das bis heute andauert und dessen Ausgang ungewiss ist: die Verbindung einer politischen Diktatur mit liberalen ökonomischen Strukturen.

In China wurden – im Unterschied zur Sowjetunion – nie Städte, Straßen und Plätze nach lebenden Führern benannt. So hat auch nach dem Tod Maos kein offener Denkmalsturz stattgefunden. Im Gegenteil: das kommunistische Regime erklärte sich zum Erben Maos. Bis heute beherrscht sein Mausoleum den Tianmen-Platz im Herzen Pekings. Doch wer im heutigen China nach dem Andenken des „Großen Steuermanns“ fragt, dem begegnet ein

zwiespältiges Echo: Mao wird nicht mehr verehrt, aber noch nicht verdammt; seine Schriften haben keine kanonische Geltung mehr, aber sie werden nach wie vor gelesen; was seine Verbrechen – oder wie man beschwichtigend sagt: seine Fehler – angeht, so schiebt man sie auf die „Viererbande“, auf falsche Berater, auf sein Alter und seine Krankheit. Es ist ein leiser, ein unmerklicher Denkmalsturz. Mao Tse-tungs Ideen sind nicht mehr „die Sonne, die ewig scheint“; die fünfzehnfarbigen Mao-Bilder aus Leinen, die im ganzen Land verbreitet waren, werden nicht mehr gewebt – und wer sich der heutigen politischen Führung entgegenstellt, dem drohen zwar Prozesse und Strafen, doch er muss nicht mehr, wie zu Zeiten der Kulturrevolution, öffentlich unter einem Schandhut beichten und Besserung geloben.

IV. Hat der Totalitarismus ausgespielt?

Blickt man zurück, so waren die Gewaltregime des 20. Jahrhunderts auf schaurige Weise effizient. Die Exzesse überstiegen alle gewohnten Maße. Aber die Zeit der Diktaturen war zum Glück bemessen. Die meisten sind nach kürzerer oder längerer Zeit zugrundegegangen – sang- und klanglos die einen, in Kriegen und Katastrophen die anderen. Nichts währte ewig. Das gilt nicht nur für diejenigen Regime, die den totalitären Schmelzgrad erreichten – Kommunismus und Nationalsozialismus -, es gilt auch für die vielen anderen Diktaturen des 20. Jahrhunderts in Europa und in der Welt, die ich hier nicht behandeln konnte. Auch der moderne Personenkult ist verstummt. Apotheosen der Herrscher gibt es kaum mehr. Als große

Ausnahme darf Nordkorea gelten, wo der Kim-Il-Sung-Kult den weltgeschichtlichen Sturz des Kommunismus überlebt hat und wo man nach wie vor ungeniert vom „erhabenen Charakter“ des Führers und den „unsterblichen Geschehnissen“ in seiner Amtszeit spricht.

Dass die Diktaturen ein Ende hatten, dass die Denkmäler der Führer stürzten, ist tröstlich. Es darf freilich zu keiner falschen Sicherheit führen. Den Überlebenden der Katastrophen - und uns allen als Nachgeborene - stellt sich die Frage, ob die totalitären Regime im 21. Jahrhundert endgültig ausgespielt haben oder ob sie – vielleicht unter neuen Vorzeichen - wiederkehren könnten. Hat Präsident George Bush – der ältere Bush – recht, wenn er 1989 in seiner Inauguralrede sagte: „Die totalitäre Ära ist im Schwinden, ihre alten Ideen hinweggeweht wie die Blätter eines abgestorbenen Baumes. Die großen Nationen der Welt bewegen sich auf eine Zukunft der politischen, geistigen und ökonomischen Freiheit zu...“ ? Oder könnte Jewgenij Jewtuwschenko nachträglich recht bekommen, der als junger Mann anlässlich der Überführung Stalins an die Kremlmauer in einem Gedicht „Stalins Erben“ die Zeilen schrieb: „Mürrisch/ die balsamierten Fäuste geballt, im Sarg an der Ritze horchend / simulierte er den Toten... Er führt etwas im Schilde. Er hat sich nur zum Ausruhen hingelegt“?

Nun, über diese Alternative kann man ohne prophetische Gaben gewiss nichts Zwingendes aussagen. Aber man kann Argumente sammeln für die eine wie für die andere Möglichkeit. Folgen wir also der bewährten Methode des Sic et Non, summieren wir zunächst die Gründe, die *für* das Verschwinden der totalitären Regime in der Zukunft sprechen.

Die Welt, so könnte man argumentieren, ist seit 1945 – und erst recht seit 1990 – offener, zugänglicher, transparenter geworden. Diktatorische Systeme können sich nicht mehr so leicht etablieren wie früher – entsprechende Vorbereitungen bleiben nicht unbemerkt, sprechen sich rasch herum. Geschlossene Gesellschaften mit weitgehender Abschottung nach draußen haben deutlich geringere Chancen in einer von medialer Neugier durchzogenen Welt. Im „globalen Dorf“ sieht einer dem anderen ins Haus hinein – und da fällt es auf, wenn jemand seine Fenster durch Schießscharten, seine Türen durch Stahlplatten ersetzt, wenn er unfreundlich und aggressiv wird gegenüber seinen Nachbarn. Man kann sich dann wenigstens vorsehen, kann Schutzmaßnahmen planen und nach Verbündeten suchen. „Kollektive Sicherheit“ heißt das eine Zauberwort – „Inspektion“ das andere. Im äußersten Fall gibt es im Rahmen von Weltorganisationen auch die Möglichkeit der Intervention.

Das heißt nicht, dass in der *Einen Welt* von heute unter den jählings zu Nachbarn gewordenen Fremden plötzlich der Neid verschwinden, die Freundschaft zunehmen und allgemeine Harmonie ausbrechen müsste. Die Welt bleibt auch nach dem Ende des utopischen Zeitalters ein ziemlich rauher Aufenthalt. Aber die Antagonismen, die Feindbilder und Aggressionspotentiale gedeihen nicht mehr so leicht wie früher. Dafür ist der Abstand der Länder, die Entfernung der Menschen voneinander längst zu klein, die Tuchfühlung aller mit allen längst zu eng geworden. Menschen dauerhaft davon zu überzeugen, dass andere Menschen – weil sie einer anderen Rasse oder einer anderen Klasse angehören – böse und gefährlich sind und bekämpft, ja vernichtet werden müssen, das gelingt heute nicht

mehr so einfach wie in früheren Zeiten, als die Distanzen größer waren und Unkenntnis der Abneigung zu Hilfe kam. Bedenkt man, wie leicht Jahrhundert hindurch Fremdheit immer wieder in Feindschaft umschlug, wie lange die Unterscheidung von Freunden und Feinden geradezu ein Grundmuster des politischen Lebens bildete – *polizo*, das älteste Wort der Griechen für politisches Tätigsein, heißt ursprünglich Mauerbauen -, dann ermisst man den gewaltigen Unterschied, der das totalitäre Zeitalter von heutigen Zeiten trennt.

Ein Zweites kommt hinzu: die heutige politische „Großwetterlage“ entspricht nicht mehr derjenigen, aus der die modernen Totalitarismen hervorgegangen sind. Kommunismus, Faschismus, Nationalsozialismus waren Kinder des Ersten Weltkriegs. Sie entfalteten sich in einer von Krieg, Bürgerkrieg, Kleinkrieg, paramilitärischen Aktionen beherrschten politischen Szenerie. Am greifbarsten ist der Zusammenhang im russischen Kommunismus, der ohne den militärischen Zusammenbruch Russlands 1917 kaum denkbar gewesen wäre. Aber auch Mussolinis Machtergreifung 1922 – als „Marsch auf Rom“ bewusst ins Militärische stilisiert – vollzog sich in einer bürgerkriegsähnlich aufgeladenen Atmosphäre; und auch dem wenig später auftretenden Hitler fehlten die „Squadre“ nicht, die „Braunen Bataillone“, die auf Straßen und Plätzen ihre terroristische Energie entfalteten. Auch Maos Aufstieg ist ohne den „Langen Marsch“ nicht zu denken. Der Diktator trat als Warlord in die chinesische Geschichte ein.

Drittens liegen in der Welt nach 1989/90 kaum mehr rechtfertigende Ideologien für totalitäre Gewalt bereit. Es gibt heute keine gültigen, wirkungskräftigen Denkmuster mehr, die imstande wären, Menschen

einfach in die Richtung zu lenken, in der die Herrschenden sie haben wollen. In dieser Hinsicht geht man kaum fehl, wenn man das Zeitalter der Ideologien und Utopien für beendet hält. Nicht nur der Marxismus-Leninismus als katechetisch strikte Antwort auf die Rätsel der Geschichte, ist obsolet geworden – ähnliches gilt auch für die Gegenideologien, die auf eine „Remystifizierung“ der Natur hinauslaufen und „Politik als biologische Sendung“ deuten, wie es Michael Burleigh vom Nationalsozialismus gesagt hat. Der Gegenwart steht eher postmoderne Beliebigkeit ins Gesicht geschrieben als revolutionäre Gewissheit. Im Zeitalter der Dekonstruktion wird alles zu einem Phantom der Grammatik, zu einer unendlichen Geschichte variabler Angebote. Das ist nicht das Klima, in dem eine *Idée-force* gedeiht. Vielmehr herrscht skeptische Zurückhaltung gegenüber Ideen, Idealen, Ideologien: man hat zu viele stürzen und untergehen sehen. So wartet man erst einmal ab – gleichermaßen skeptisch gegenüber dem „großen Versprechen“ wie gegenüber der „großen Verweigerung“. Und damit scheinen heute alle oder doch die meisten ganz zufrieden zu sein.

Aber nun das Contra: Könnte nicht alles auch ganz anders ausgehen? Sind wir gegen Rückfälle in totalitäre Denkweisen, totalitäre Strukturen wirklich ein für allemal gefeit? Gibt es nicht auch eine Wiederkehr des Gleichen unter neuen Bedingungen und neuen Namen? Lassen wir unsere Phantasie ruhig einmal in die Gegenrichtung schweifen – erwägen wir die Möglichkeit, dass die „totalitäre Versuchung“ (Karl Dietrich Bracher) wiederkehrt.

Wo könnten Tendenzen zur Entgrenzung, zur Entfesselung politischer Gewalt ansetzen? Nun, eben dort – so paradox es klingt -, wo auch die

Chancen der heutigen Situation liegen, in der universellen Offenheit und Transparenz der Verhältnisse, wie sie sich nach 1989/90 herausgebildet haben. Die globale Welt mit ihren immer breiteren und schnelleren Kommunikations- und Kapitalströmen, ihrer gesteigerten technischen Leistungskraft, der Schnelligkeit ihres Verkehrs, der Omnipräsenz ihrer Medien hat auch gefährliche Kehrseiten: sie ist leichter durchdringbar, leichter verwundbarer als der klassische Nationalstaat mit seinem robusten Souveränitätskleid. Sie eröffnet nicht nur neue Wege für Handel und wissenschaftlichen Austausch, sie eröffnet auch Chancen für das weltweit agierende Verbrechen, für die globale Aggression. Ein Kriegshistoriker und –theoretiker wie Martin van Crefeld vertritt ja seit langem die Meinung, dass das Zeitalter der Staatenkriege mit den beiden Weltkriegen zu Ende gegangen sei und dass ihm im 21. Jahrhundert eine Epoche des Feudalismus und der Warlords, der regional begrenzten, meist mit privater Gewalt und Terrormitteln ausgetragenen Konflikte folgen werde – Konflikte zwischen Gruppen und Organisationen, die in jeder Hinsicht „non-governmental“ sind.

So stünde im Hintergrund möglicher neuer, gewissermaßen „modernisierter“ Gewaltregime nicht mehr die kompakte Weltkriegserfahrung der Generationen von einst. Die psychologischen Gegebenheiten sind andere geworden als nach 1918.. Aber auch die globalisierte Welt von heute vermittelt den Generationen der Zukunft in vielen Ländern – vor allem in der wachsenden Zahl „zerstörter Staaten“ - Erfahrungen und Aktionsmöglichkeiten, die verbinden. Sie bietet ihnen Gelegenheit, in unbegrenzten Handlungsräumen länderübergreifend „globale Macht“ zu erproben und mit ihrer Hilfe Furcht und Schrecken zu verbreiten.

Privatisierte Gewalt ist eine neue Währung in einer Welt, in der das staatliche Gewaltmonopol sich an vielen Orten auf dem Rückzug befindet – und wenn sich diese Gewalt mit Selbstverlorenheit und blinder Gefolgschaft, mit Dynamismus und Mystik paart, dann entsteht eine neue Qualität der direkten und totalen Aktion. Die Bereitschaft, sich für eine Sache aufzuopfern, verleiht den „verlorenen Haufen“ Selbstbewusstsein, ja so etwas wie eine moralische Überlegenheit gegenüber einer verabsolutierten und pervertierte Kriegstechnik – mit Bombenabwürfen aus unangreifbarer Höhe, programmierten Lenkwaffen und der Ausschaltung jeglichen Risikos für die eigene Seite. Der Selbstmordattentäter wird dann zu einer fast ritterlich wirkenden Gegenfigur zum anonymisierten Krieg der Zukunft. Man unterschätze nicht die Wirkung solcher Alternativen auf heutige und künftige Einzelne und Gruppen in Ost und West, Nord und Süd, die in der Meinung leben, sie hätten unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts zu verlieren und alles zu gewinnen.

Gibt es demnach sehr wohl psychologische Rahmenbedingungen und politische Entwicklungen, an die ein neuer Totalitarismus anknüpfen könnte, so bleibt doch eine Frage übrig: Woher nähme eine solche Bewegung ihre ideologische Rechtfertigung? Haben doch die Ideologien, wie wir sahen, in der gegenwärtigen Situation so gründlich an Kredit verloren, dass Ermächtigungen zu unbegrenzter Gewalt, wie sie einst von ihnen ausgingen, heute eher unwahrscheinlich sind.

Das klingt plausibel. Aber könnte es nicht sein, dass man künftig auf ideologische Konstrukte deshalb verzichten könnte, weil das, wofür sie standen, in originaler Form zurückkehrt oder schon zurückgekehrt ist?

Braucht man noch den Ersatz, wenn das Original verfügbar ist – archaische Religiosität mit dem Kern der Gewalt und des Schreckens? Und wären solche Ermächtigungen nicht viel wirksamer und unwiderruflicher als zeitgenössische Ideologien von der Art des Marxismus-Leninismus oder eines sozialdarwinistischen Biologismus?

Es ist für mich kein Zweifel: Der Anschlag vom 11. September 2001 auf die „Twin Towers“ in New York, aber auch zahlreiche Aktionen von al-Qaida und anderen Terrororganisationen seither haben die Welt – wohl zum ersten Mal seit den Religionskriegen der frühen Neuzeit – mit Tätern konfrontiert, die sich auf religiöse Weisungen, auf „Befehle Gottes“ berufen. Das mag diejenigen schockieren, für die Religion ein Vehikel der Friedfertigkeit ist; es wird diejenigen nicht überraschen, welche in der Religionsgeschichte immer wieder bedrückende Beispiele von Gewalt, Unterdrückung und Terror finden. Der westliche aufgeklärte Mensch mag ungläubig fragen: Können Mörder fromm sein? Er mag misstrauisch hinter den religiösen Motiven andere, weltliche, politische, wirtschaftliche vermuten. Zwei Tatsachen bleiben jedoch bestehen: einmal dass nicht wenige der Attentäter im Auftrag Gottes zu handeln glauben, und zweitens – was mich persönlich noch mehr beunruhigt -, dass sie inzwischen in der gesamten islamischen Welt (einschließlich der Länder mit laizistischen Verfassungen wie der Türkei) durchweg als „Martyrer“ – und keineswegs als Selbstmordattentäter - bezeichnet werden.

Man darf daher die Augen nicht verschließen vor dem Phänomen einer Ermächtigung zur Gewalt, die sich auf „Weisungen Gottes“ beruft. Man muss den Tätern, meine ich, vielmehr ins Innere ihres nicht selten ins

Entsetzliche verstiegenen Bewusstseins folgen, um ihre Taten zu verstehen – und um sich wirksam gegen sie zu wappnen.

Freilich: auch religiös fundierte Selbstgewissheit führt nicht notwendigerweise zu totalitären Folgerungen, muss nicht zwingend neue Gewaltregime hervorbringen. Insofern mögen die Gründe, die *gegen* die Wiederkehr des Totalitarismus sprechen, im Ganzen überwiegen. Das gilt vor allem für Europa, dieses gebrannte Kind der Geschichte. Aber unangefochten und sicher kann man auch im gegenwärtigen Europa nicht sein, wie die Brandspuren der jüngeren Zeit erkennen lassen: Nordirland, Sarajevo, Srebrenica, Kosovo, Tschetschenien. Und so bleibt auch in Zukunft Wachsamkeit der Preis der Freiheit.

